

Nr. 274. Bromberg, den 29. November 1933

Winke, bunter Wimpel..!

Eine Fischergeschichte von der kurischen Nehrung von Alfred Karrasch.

Das muß so ein paar Jahre nach der Jahrhundertwende gewesen sein. Der Christup Peleikis in dem Fischerdorf Nidden auf der Kurischen Nehrung hat seinem Jungen, dem David, oft von jener Schreckensnacht vor Apia erzählt, als die drei deutschen Kriegsschiffe umkamen. Das war 1889. Und wie das gewesen war, wie der Sturm tobte, und wie der Matrose Christoph Peleikis aus Nidden allein fünf Mann und den Offizier zum Riff hinübergerettet hatte, und wie er dann gleich zum Bootsmannsmaaten befördert wurde, das wollte immer wieder der David wissen.

Dann fuhr — auch davon hat er dem Jungen erzählt, dann fuhr der Christup als Bootsmannsmaat auf verschiedenen Schiffen und über alle Meere der Welt und wurde sogar, das war ein Kerl, so jung, wie er noch war, zum Oberbootsmannsmaaten befördert. Dann kam nach Rio ein Brief, darin schrieb die Mutter, der Vater wäre draußen geblieben, auf See, in einer Novembernacht, als sie doch rausgingen, um die Netze zu retten. Ja, und der Christup müsse deshalb nach Hause kommen. Das alles muß doch nun Anfang der neunziger Jahre gewesen sein. Da kam der Christup nach Hause, auf die Nehrung zurück.

Der Dampfer „Germania", dieser Veteran, brachte ihn damals an einem Apriltag aus Labiau, und der Herr Oberbootsmannsmaat, in voller Uniform, stieg ans Land.

*

Dunnerschlag, war der Christup Peleikis einer geworden, da staunten die Niddener, die ihn ein halbes Jahrzehnt nicht gesehen hatten. Das war einer, und er hatte eine Art und Haltung, so wie die ganz großen Herren drüben von der Festlandsseite. Wie so ein Herr aus Memel oder gar aus Königsberg, und es gab doch nichts Nobleres in der Welt.

Der Christup Peleikis aber, der Herr Oberbootsmannsmaat, ging in seiner Uniform mit den blanken Knöpfen und den Winkeln über dem Arm durchs Dorf, den Sandweg, nach dem Hause der Mutter zu. Es war ihm wie beklommen. Das kam ihm alles ganz seltsam und winzig vor, als hätten sie gegen früher die Straßen enger gemacht und zusammengebaut. Du lieber Himmel, und diese kleinen Häuschen mit den blauen Fensterladen und mit den geschnitzten Pferdeköpfen im Giebel. Diese Gärtchen mit den aufgehängten Fischernetzen, alles ein bißchen wunderlich und klein, alles ein bißchen eng. Eng und wunderlich auch die Menschen, na ja Dörfler... wie die da vor den Häusern standen und ihn bestaunten und Mund und Nase offen behielten. Und da, hier sollte er nun bleiben und seine Uniform ausziehen, seine prächtige Uniform, hier, in diesem Dorf nun sollte er wohnen, und manchmal war ihm die ganze Welt zu eng gewesen. Da sollte er nun bleiben und Fischer spielen...

Aber dann ging es auch wieder wie ein heißer Strom durch sein Herz, als er das Haus seiner Mutter sah, dieses kleine Haus, nicht anders als die andern, blaue Fensterladen, im Giebel die Pferdeköpfe. Ja, aber das war nun sein Haus. Die ganze Welt gehörte ihm nicht, aber dies hier gehörte ihm, das war seins, und das ist auch etwas, wie ich, Oberbootsmannsmaat Christoph Peleikis, das so verspüre . . .

„Na, Mudder . . ." bückte er sich und trat in die Stube. „Na, Mudder . . ." Dabei hatte er so ein ganz seltsam verzogenes Lächeln um den Mund, von dem er selbst nicht wußte . . .

Die Mutter, das alte Frauchen, aber sah sich den Sohn an, den Herrn, der war „wie ein Offessier". Das war ihr Sohn? Dieser Riese, dieser feine Herr war ihr Sohn . . .?

„Christup. . .?" Sie wagte kaum, Christup zu sagen statt des hochdeutschen Christoph, so vornehm war er. Er aber lachte, war schon ganz zu Haus und legte den Arm um sie: „Muttchen, hast was zu essen? Irgendwas? Schmand mit Glums oder... Ich hab' Hunger, ich hab' immer Hunger, aber jetzt hab' ich ganz besonders Hunger, bei dir, Muttchen, mal wieder was zu Hause zu essen . . ."

„Abber jachen, abber jachen . . ." Die Mutter Peleikis band sich die bunte kattunene Schürze ab...: „Ih nei, was mach'ich bloß..." Band sie wieder fest . . . „Abber jachen, was zu essen . . ." Nun, wo sie sorgen konnte, nun war der Junge für die Mutter erst richtig nach Hause gekommen.

*

Später ging der Christup, immer noch in der Uniform, zum Haffstrand, um nach dem Boot zu sehen. Denn es war Not im Hause, er wollte nicht lange feiern. Wie er da ging, da sahen ihm wieder alle nach, besonders die Marjellen. Er wird sich doch jetzt hier auch ein Weib nehmen, dachten sie, wer wird das sein?

Sogar die Marie Roespel, die schöne und stolze, die mit keinem Burschen abends am Gartenzaun stand, weil sie sich zu gut dazu war, wie sie sagte, machte ihm blanke Augen, als er sie traf, und sagte: „Na, bist endlich wiedergekommen, Christup Peleikis . . .?" Dabei wurde sie rot, weil sie erstens: „endlich" gesagt hatte, und zweitens: weil ihr das Du so herausgefahren war wie in früherer Zeit.

Was aber sagte der Christup Peleikis? Der war erst erstaunt, ganz groß erstaunt, sie zu treffen, und er hatte

doch extra, wie er vom Boot zum Haus zurückging, einen Umweg durchs Dorf gemacht, ob er nicht was von der Marucke zu sehen bekäme .. Also der tat erst mächtig erstaunt, dann musterte er sie, wie ein Oberbootsmannsmaat einen Matrosen mustert, ob auch alles an ihm in Ordnung wäre und nun der Kommandant kommen kann. Ja, aber da war alles in Ordnung und wie hübsch war die Marjell geworden, viel hübscher, als sie damals gewesen war, als er zur See ging, zu des Kaisers Matrosen.

Also nun legte er lässig die Hand an den Mützenrand, und was sagte er? „Freue mich, Sie wiederzusehen, mein Fräulein. Und wissen Sie auch, warum ich in die Heimat gekommen bin, unter anderem, ich will es gleich sagen..."

Wie der sprach, wie der redete...

„Also ich will das gleich sagen, ich bin in die Heimat gekommen, unter anderm, um Sie, verehrtes Fräulein, zu heiraten."

Er nahm sie, als wenn solche Werbung weiter nicht zu verwundern wäre, bei der Hand, und nun war er auf einmal ganz sanft: „Das heißt, Maruckchen, wenn du noch frei bist."

Das war eine Werbung. Das war mal ein frecher Mensch, so ein unverschämter Mensch, so einer, dem würde sie aber jetzt eine passende Antwort geben. Aber dann? Sie fühlte nur, wie ihr alles Blut ins Gesicht ging, als sie ihm die Antwort gab: „Nein — Christup, ich bin noch keinem versprochen . . ."

„So, na, dann ist ja alles in Butter..." lachte der Christup, „dann können wir nehmen und mal zur Mutter gehen . . ."

Ich denk' ja nicht dran, ich denk' ja nicht dran, da hast du danebengedacht, wollte Marucke sprechen. Aber dann tat es doch wieder anders aus ihr; denn das war auch wieder schön, solche Werbung, so stark und sicher. Ja, das war ein Mann, der nahm einfach, dann hielt er fest, wie sollte da ein schwaches Weib widersprechen.

Deshalb senkte sie nur den Kopf. Sie gingen zur Mutter.

*

Nun, rechnen wir weiter. Man schleppt sich nicht lange auf der Kurischen Nehrung im Brautstand herum, da gelten andre Gesetze. Noch an diesem Abend nahm der Christup die Marucke, denn das war sein Recht, Mannsrecht gegenüber dem Weibe. Brautbett? Die Düne war weich und gut genug für ein Brautbett.

Einen Monat später ging man zum Herrn Pastor Stober, das Aufgebot zu bestellen, denn dazu war immer noch Zeit. Der Pastor freute sich, als er die beiden schönen Menschenkinder nun vor sich sah: „Sie sind ja noch gar nicht lange hier bei uns, Herr Peleikis, schon eine Braut gefunden? Das ist ja schnell gegangen. Seid ihr euch auch einig . . .?"

„Ich glaube ja . . ." meinte Christup seelenruhig und zwinkerte so mit den blauen Augen, „ich meine ja, in acht Monaten kommt der Junge . . ."

„Aber . . . aber . . . Herr Peleikis . . . Donnerwetter, ich soll zwar als Pastor nicht fluchen, aber hier kann man wohl schon mal eine kleine Ausnahme machen..." Der Pastor lachte, daß ihm die Tränen über die Backen liefen, denn das war auch kein Mucker... „Da wollt ihr wohl gleich Trauung und Taufe zusammenbestellen . . .?"

Wenn wir jetzt noch vierzehn Jahre weiterzählen, dann sind das so die ersten Jahre nach der Jahrhundertwende, und dann sind wir bei der Zeit, in welcher diese Geschichte beginnt.

Da ist die Marucke immer noch die Schönste im Dorf, nicht nur Sonntags, wenn sie die kurische Tracht anlegt, um zur Kirche zu gehn. Wenn sie den schönen weiten farbigen Rock anlegt und die zarte weiße Bluse anzieht, über die sie das glatte, schwarze samtene Mieder spannt, daß nur die weißen Ärmel mit den Rüschen an den Handgelenken hervorkommen. Sie legt dann das große bunte Tuch um den Kopf, über die braunen Haare, wie ein Rahmen ist das für ihr schönes Gesicht, aus dem die guten und stillen Augen leuchten. Nein, denn stolz ist sie nicht mehr, die Marucke, sie hat jetzt ja auch ganz andere Sorgen. Sie muß dem Christup Frau sein und Mutter dem Dow, und alles bewaschen und beflicken und im Hause herumscharwerken den ganzen Tag. Auch der alte Mik ist noch da, der Fischerknecht, und das Mannsvolk ist immer ungeduldig, will immer hinten und vorne betan und besprungen sein.

Ja, aber nun der Christup. Der ist immer noch so, wie wir ihn kennen, wie ein ganz großer Herr von der Festlandsseite. Der tut gar nicht so, als wenn er nur ein Fischerwirt wäre, so nennen sie dort die Fischer, die ein eigenes Boot und Knechte haben. Habt ihr den Christup schon mal mit Klotzkorken über die Straße gehn sehn? Wie das doch alle andern tun; denn zweierlei gehört doch zum kurischen Fischer, seine Klotzkorken und sein Kahn. Nein, der Christup, dem paßt das nicht. Aber das muß man ihm lassen, er hat was, so, wie von einem richtigen Herrn. Er ist nun mal schon der Erste im Dorf. Wenn er mal was sagt, so, wenn die Fischer alle im Gasthaus zusammen sind, um sich mal zu besprechen, das hat Hand und Fuß, muß man ihm lassen. Und wenn er befiehlt, er hat uns ja gar nichts zu bestimmen, was denkt sich der Mann. Aber was wollen wir groß anfangen, uns zu streiten? Wir wollen schon nehmen und gehn und tun, was er will . . .

Der David aber ist dreizehn Jahre, und es war damals wirklich so, wie der Christup sagte: ein Junge. Das war eine Taufe, das ganze Dorf war zu Gast geladen.

Der David ist ganz nach dem Vater geschlagen, ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Ist auch ganz mein Ebenbild und mein Junge, belacht sich immer der Christup. Die Haare, die etwas in die freie Stirn hängen, wie der Vater, das Kinn und der Mund, und die Nase, diese geschwungene kühne Nase. Die zwei Nehrungsadler hat Vater und Sohn mal der Pastor genannt. In allem ist der Junge so wie der Vater, in seinem Wesen, in jeder Bewegung.

Dazu hat er auch meine Augen, ganz meine Augen, der David, denkt der Vater. Ja, der David hat die Augen des Vaters, lichte stahlblaue Augen. Aber von seiner Mutter hat er auch was. Das ist ein sanftes gutes Glimmen in diesen Augen. Das Stille, das Zarte, das hat er von ihr.

Ja, und dann diese Liebe zwischen Vater und Sohn. Die Marucke ist manchmal fast schon eifersüchtig, wenn sie die beiden sieht, Vater und Sohn, wie Brüder zusammen. Wenn sie dasitzen und sie haben die Köpfe schon wieder zusammengesteckt. Aber dann ist doch wieder die große Freude in ihr, wie sollte das auch anders sein, ist doch ihr Christup, ist doch ihr Junge . . .

Das ganze Dorf spricht von dieser Liebe zwischen Vater und Sohn. Nein, diese beiden, der Junge wie der Schatten vom Vater.

Hat einer von euch auch solch einen Jungen wie ich? denkt manchmal der Christup.

Der Junge denkt: Wer hat einen Vater, der so ist wie meiner, so gut und so stark? Und der Erste überall, und der Stärkste, so kühn...? Wer, wer hat solch einen Vater...? So weit ich mich auch umseh', bei allen...?

Jetzt ist so Mai, da sind dies herrliche Tage auf der Kurischen Nehrung, das blitzt alles und funkelt und gleißt, die gelbe Düne, die kleine Kirche, die Fischerhäuser mit den geschnitzten Pferdeköpfen über den Giebeln, die Gärtchen, die der Frühling neu gemacht hat. Die Netze an ihren Gestellen, auf der Höhe der Düne, breit, rot, mit gewichtigem Bauche, der Leuchtturm. Und dann dieses wunderbare Licht, das über allem ist, dieses ganz unvorstellbare, klare und reine Licht. Das ist im Dünenwald, über dem Haff und über der grünen Ostsee. Das ist über der Hochdüne, über diesem flimmernden Gebirge von gelbem Sand. Die Hochdüne liegt da, nicht weit vom Dorf, und flammt und fließt über von Licht, und der Sonnenwind kommt und fährt fauchend an ihrem Kamm hoch, nimmt den Sand, wirft ihn hoch, das sieht dann aus wie ein Schwelen und Dampfen.

Das Haff liegt weit und still, blau und still, in der Ferne von silbernen Streifen durchflossen. Das Haff aber ist blankgefegt, man müßte doch ein Segel sehn zwischen den Horizonten...? Aber man sieht kein Segel. Nämlich das ist Anfang Mai. Da ist kein Boot draußen. Der Fisch ist nicht da, er hat sich zu den Steinbänken im Südhaff hinuntergezogen, er ist auch häßlich und mager, er laicht. Was sollen die Fischer da auf dem Haff?

Das ist dann Zeit, was andres zu beschicken. Da kann man mal ein bißchen bei den Bootchen nachsehen, ob was fehlt, zu überholen, zu dichten, zu benageln, zu teeren. Das

ist denn ein besonderer Tag, wenn die Bootchen aufs Land kommen, ein Fest für die Kinder, das Holleweg wird dabei gesungen.

Holleweg! Holleweg! Das ganze Dorf ist unten am Haffstrand zu treffen. Was nur hingehn kann, Männer, Frauen und Kinder. Was nur rufen und schreien und singen kann. Das aber können die Kinder am besten.

Hol—le—weg!! Hol—le—weg!! Die Fischer stampfen im Wasser, sie stampfen im Sand. Sie drücken ihre Schultern und Rücken unter die Bootswand, ihre Füße, barfüßig oder in Klotzkorken, sind in den Sand gestemmt. Nun hoch den Kahn. Der Kopf liegt ihnen tief auf der Brust, das ist schwer, nun hebt an den Kahn. Auf mal einer das Kommando, aufgepaßt, jetzt: Hol—le—weg!!

(Fortsetzung folgt.)

Alte Friedhofrechte.

Von Anton Mailly-Wien.

Ursprünglich war der Freit- oder Friedhof eigentlich ein Haushof oder ein mauerumfriedeter Raum, der unter gewissen Voraussetzungen als Schutzstätte geflüchteter Verbrecher oder unschuldig Verfolgter galt. Zu dieser Rechtsbezeichnung kam dann auch der Kirch- oder Leichenhof, der wie die Kirche selbst schon frühzeitig mit besonderen Asylrechten verbunden war. Unter Umständen fanden auf dem Friedhof als Vorhof der Kirche auch gerichtliche Handlungen statt. Das Asylrecht der Kirche wird schon im Gesetze der Kaiser Honorius und Theodosius des Jahres 409 erwähnt, ist aber zweifellos noch älter.

Das Recht der Begräbnisstätte war ursprünglich nur den Pfarrkirchen, dann den Klöstern und Spitälern eingeräumt. An dieses Privilegium erinnern vor allem die vielen alten Klosterfriedhöfe und Spitalgottesäcker sowie auf dem Lande die Totenwege, die von den Filialkirchen zur Pfarrkirche führen. Nach alter Gewohnheit galten diese Straßen als öffentlich, und auf so manchen findet man noch vergessene Totenrasten, erhöhte Bänke aus Stein oder Holz, wo die Träger ausruhend den Sarg abstellen konnten. Die Totenwege begründeten manchen alten Flurnamen und werden auch in alten deutschen Weistümern erwähnt. Da nun die Friedhöfe heilige, kirchlich geweihte Stätten waren, gab es seit jeher besondere Bestattungsvorschriften, die im Mittelalter streng befolgt wurden. An diese Bestimmungen erinnern noch in und neben alten Friedhöfen überlieferte örtliche Bezeichnungen und Flurnamen, wie die Nischen der unschuldigen Kinder, die Waldwiesen der Verbrecher, Selbstmörder, Zigeuner, der im Banne oder während des Interdiktes Verstorbenen, unter Umständen auch solcher Leute, die tot aufgefunden wurden. Diese unehrlichen Begräbnisse werden oft in Sagen geschildert, die ja zum großen Teil einen historischen Kern haben.

Äußerst dramatisch gestaltete sich im Mittelalter das Begräbnis eines Erschlagenen auf dem Friedhofe. Der Mörder begab sich in einer besonderen Tracht mit zwölf Freunden zur Grabstätte. Sie trugen Lichter in den Händen. Der Mörder mußte dann vor dem Vater des Ermordeten knien und sein Haupt in dessen Schoß senken, worauf ihm das nackte Schwert über den Hals gehalten wurde. Schließlich bat er den Vater des Ermordeten um Verzeihung, die dieser auf dem Hofe des Friedens auch gewährte. Dreimal mußte diese symbolische Handlung wiederholt werden. Dann führte man den Mörder wieder in das Gefängnis. An diesen Akt erinnert der Sühnegrabstein des Ritters von Uffenheim in Uissigheim (Kreis Mosbach), der um 1320 enthauptet wurde. Auf diesem Steine erkennt man quer über den Hals der Rittergestalt ein Schwert eingemeißelt. Wahrscheinlich mußte seine Familie den Sühnestein herstellen lassen. Mord- oder Sühnekreuze wurden bis zum 15. Jahrhundert neben dem Wergeld als Sühne für begangene Bluttaten gesetzt. Viele dieser Steine trugen Inschriften und Zeichen, die an das Verbrechen gemahnten, wie abgehackte Hände, Beile, Schwerter und dergleichen mehr. Der älteste Sühnestein soll das Kreuz bei Zscheiblitz sein, wo Pfalzgraf Friedrich vom Landgrafen Ludwig II. erstochen wurde. Ein künstlerisch besonders gut ausgearbeitetes Sühnemal findet man an einem Nordwandpfeiler in der Wiener Stephanskirche. Auf dem Gesims des Steines trägt ein Engel ein Medaillon mit dem Bildnis des Ermordeten. Im Basisrelief erschlägt Kain seinen Bruder. Die Inschrift lautet: „Hier lig Ich Simon Paur verschlossen — Meichelmörderisch aus Neid erschossen — den neunten May — in sechzehn Hundert 43. Jahr — Gott nemme mein seel ins Himmelschar".

Alte Chroniken enthalten interessante Beiträge zum Verbot der Beerdigung der Gebannten und Schuldner in geweihter Erde. Wurden die Verbrechen noch rechtzeitig gutgemacht, so konnte der Verstorbene ein ehrliches Begräbnis haben. Die Kirche machte mitunter Zugeständnisse, und so kam der sonderbare Brauch auf, daß man die Särge vornehmer Verstorbener gegen eine entsprechende Vergütung in der Luft solange schweben ließ, bis die Rechtssache des Verstorbenen erledigt war. So wurde das Problem gelöst, daß der Verstorbene nicht in der Kirche oder Leichenkammer liege und doch unter kirchlichem Schutz stehe. Dieser historische Tatbestand hat die Sage von jenen Menschen veranlaßt, die ewig leben wollten und sich darum in einem Korb oder Sarg in Kirchen hängen ließen. In Wien starb im Jahre 1532 der Spanier Alfonso Baldesio im Bann, weshalb sein Sarg eine Zeitlang in der Barbarakapelle bei St. Stephan gehangen habe, bis er in einer Nacht in aller Stille in der Kirche bestattet wurde. Sein Stein ist noch erhalten geblieben. Bischof Ernst von Halberstadt wurde in den Bann getan und starb, davon noch nicht befreit, im Jahre 1400. Da man ihn in Halberstadt nicht beerdigen wollte, entschloß sich die Gemeinde in Hundersleben, die Leiche in einem Bleisarg so lange in ihrer Kirche hängen zu lassen, bis es den Verwandten gelungen wäre, die Befreiung vom Bannstrahl zu erwirken. Erst nach sieben Jahren nahm Papst Gregor XII. den Bannfluch zurück, worauf der Bischof in prunkvoller Weise in der Halberstädter Stiftskirche beigesetzt wurde. Im Kirchenkeller der esthländischen Seestadt Hapsal liegt seit über 200 Jahren noch wohlerhalten die Leiche eines französischen Ritters, dem seine vielen Gläubiger ein ehrliches Begräbnis versagt hätten.

Ein seltener Fall in der Geschichte des Friedhofrechtes ist das Einmauern von Verbrechern in der Kirchhofmauer. Eine alte Chronik berichtet aus dem Jahre 1342, daß ein „Pfaff aus Schwaben" in Wien wegen Verleumdung angeklagt wurde. Er wurde auf dem Hohen Markt „auf einer Säul in einem Vogelhaus (eiserner Käfig)" vierzehn Tage lang der öffentlichen Verspottung ausgesetzt. Dann nahm man ihn heraus und vermauerte ihn zu St. Stephan auf dem „Freythof", worauf er bald darauf „in einem stock" starb. Ob beim Niederreißen der Mauer der Tote später gefunden wurde, vermeldet keine Chronik.

Das Leben will sein Recht.

Skizze von Fritz Kaiser-Ilmenau.

Eberhard Staken weilte wieder einmal in seiner Vaterstadt. Von seinen Verwandten lebte freilich niemand mehr. Ein paar Gräber waren da, die er mit Kränzen bedachte und die seine Erinnerung auflockerten, so daß in seine Verlassenheit doch auch ein Schimmer Licht und wohltuende Wärme aus schöneren Jahren fielen, wo es noch offene Türen und Herzen für ihn hier gab.

Der Novembersturm, der durch die Straßen fegte, konnte des Mannes Schritt nicht beschleunigen. Dazu war die Besinnlichkeit bei ihm zu stark. Aus allen Gassen liefen die Erinnerungen zusammen und scharten sich um ihn. Aus jedem Winkel lugte ein neues Gesicht. In sein ehemaliges Elternhaus wollte er treten, doch vergebens schellte die Klingel. Vor einem andern ließ eine unwiderstehliche Macht seinen Fuß gleichfalls verharren. Spähend traf hier sein Blick auf ein bestimmtes Fenster. Eine Spanne von Jahren war ausgelöscht. Hinter der gerafften duftfeinen Gardine lugte ein Mädchenkopf heimlich nach dem Geliebten aus. Ganz deutlich sah er das anmutige Gesicht. Sein Herz läutete in einem fort voll Zärtlichkeit einen Namen. Jetzt öffnete sich

oben ein Fensterflügel, und eine Stimme fiel in die Stille der unbelebten Straße: „Suchen Sie jemand in diesem Hause, Herr?"

Noch einen Augenblick stand der Mann traumgefangen, halb berauscht auch von Weichheit und Güte dieser Laute, an ihrem Sinn dann doch jäh zur Wirklichkeit erwachend. Und nun bemächtigte sich seiner eine feine Verlegenheit. Er kam sich vor wie ertappt über einer Zärtlichkeit, zog schnell noch den Hut und trat über den Fahrdamm hinüber unter das Fenster: „Sie haben das Rechte erraten, meine Dame, jawohl, ich suche jemanden."

„Dann, bitte, treten Sie näher! Mein Töchterchen wird Ihnen öffnen."

Kinderfüße polterten eiligst auf der Treppe im Haus, ein Schlüssel fuhr ins Schloß, und ein Blondköpfchen mit artigen Manieren erschien in farbenfreudigem Kleidchen festlich zum Empfang.

Dann saß Eberhard Staken oben bei Mutter und Kind in einem kleinen Gemach, das für ein warmes Frauengemüt sprach.

„Mir geht es wie so vielen am Tag der Toten", erklärte er, „ich suche jemand, den ich nicht finden kann, nie mehr. In Gedanken wohl, nicht aber leiblich, an das wir als irdische Geschöpfe nun einmal gebunden sind. In diesem Hause hat meine Jugendgeliebte gewohnt, hinter demselben Fenster, aus dem Sie vorhin schauten. Ein Hügel ist mir davon geblieben."

„Das ist herb", fühlte die jugendliche Frau nach, unbeirrbar dabei in einer ernsten Erfahrung, „mehr aber will es heißen, seinen liebsten Menschen an das Leben verlieren. Sie haben immerhin etwas, können sich an der Erinnerung berauschen. Der Tod ist hart, grausam aber das Leben, das den Menschen zugleich beschenkt und beraubt."

Erschüttert stand der Mann vor der Festigkeit dieser Frau, mit der sie das härtere Schicksal trug, und ohne daß es ihm bewußt wurde, strömte eine starke Wärme in seine Worte, die nicht mehr nachließ, ja noch zunahm, je weiter die Stunde strich.

Draußen versank der Tag. Am warmen Kamin glühte gedämpft und traulich eine Lampe auf. Die Vorhänge glitten. Tee siedete im Samowar.

„Ich bin Ihnen so dankbar, gnädige Frau", löste sich bei Eberhard Staken der tiefe Eindruck der Stunde, „es ist mir, als ob Sie die Vollstreckerin des Vermächtnisses jener Toten wären. Darf ich Sie fragen, wie Ihr Vorname ist?"

„Ich heiße Barbara", sagte die junge Frau mit feiner Röte auf den Wangen und beinahe mädchenhaft verwirrten Augen.

„Sehen Sie, so hat sie auch geheißen", erwiderte Staken voll stiller Freude, nicht im geringsten überrascht, als hätte er es so erwartet. „Dieses Haus war ihr Großelternhaus. Sie pflegte die leidende alte Dame. Es war mir nicht vergönnt, einmal in die Räume zu treten, in denen so viel Glück von mir auf und nieder ging."

„Nun können Sie's tun, so oft und wann Sie wollen." Mehr unbewußt sagte es die Frau.

„Ist dieses Opfer nicht zu groß?" gab der Mann zu bedenken und doch nur, um Gewißheit darüber zu haben, was er glückvoll ahnte.

„Es ist manchmal, als ob mir die Einsamkeit zu viel würde."

Eberhard Staken nickte mit dem ernsten Verständnis des Menschen gleichen Schicksals. „Ich wohne zwar weit entfernt von hier, verehrte Frau. Doch nun wird es mir näher erscheinen. Es gibt Zeiten im menschlichen Leben, wo es nach einem anderen Maßstab geht als dem der Entfernung. Dazu haben mich die Gräber gelehrt, die Zeit zu nutzen. Niemand weiß, wann der letzte Tag, die letzte Stunde kommt."

Die Blicke der beiden Menschen begegneten sich. Aus ernster Erkenntnis brach aufleuchtend lebensbejahender Sinn. Es saß sich hier mehr Jugend gegenüber, als es Jahre und herbe Erfahrung erwarten ließ.

Und so war auch der Abschied. Unbeschwerten Herzens drückte man sich die Hand, weil man wußte, daß dieses keine eigentliche Trennung bedeutete, sondern nur eine Unterbrechung der begonnenen Gemeinschaft, die dann nur um so schöner und fester wiederkehren würde.



Bunte Chronik



Der Polizist als Schweinehüter.

In einer großen Londoner Straße konnte man dieser Tage ein ungewöhnliches Bild bewundern. Ein Polizist zerrte an einem langen Strick ein rundes, rosiges Schwein hinter sich her, das mit diesem Spaziergang durchaus nicht einverstanden schien und laut quiekend und schreiend fortstrebte. Die Leute blieben stehen, um das seltsame Schauspiel zu beobachten; der bedauernswerte „Bobby" wischte sich den Schweiß von der geröteten Stirn, halb wütend, halb verzweifelt versuchte er, dem Tier gut zuzureden, aber leider nur mit dem Erfolg, daß das Schwein jetzt vorwärts stürmte und den Polizisten zwang, in komischem Galopp mit ihm die Straße entlangzurennen. Beinahe wäre er zu Fall gekommen, als der Strick sich um einen Laternenpfahl verwickelte. Nun griffen endlich ein paar beherzte Männer zu, zwei packten das angstvoll aufquiekende Tier an den Ohren, einer am Ringelschwanz, der Polizist faßte den Strick ganz kurz, und so brachten sie es mit vieler Mühe auf die Wache, wo der seltsame Arrestant zunächst in eine Zelle gesperrt wurde, da man in der Eile keinen geeigneten Aufenthaltsort ausfindig machen konnte. Kurze Zeit später meldete sich auch schon der Besitzer. Das Schwein war beim Abladen eines Transports ausgerückt und seinen Verfolgern, die den gestreckten Galopp nicht mithalten konnten, aus den Augen entschwunden. Ein Polizist hatte es an einer Straßenkreuzung, als es verblüfft auf die hupenden Autos und klingelnden Straßenbahnen blickte, eingefangen und ihm einen Strick um den Hals gelegt. Der Ausreißer, der durch sein Abenteuer jetzt ganz ängstlich und schüchtern geworden war, konnte von seinem Besitzer gegen Hinterlegung einer kleinen Entschädigungssumme wieder mitgenommen werden.

*

Die Gebeine Wallensteins werden untersucht.

Dieser Tage soll in der Annakirche in Münchengrätz, der letzten Ruhestätte Wallensteins, ein kostbares Grabdenkmal aufgestellt werden, das Dr. Karl Waldstein-Wartenberg dem Größten seines Geschlechts gewidmet hat. Das marmorne Denkmal trägt auf dem Mittelblock eine Bronzebüste Wallensteins, darunter das herzogliche Wappen und die Inschrift „Albertus de Waldstein". Vor der endgültigen Aufstellung des Grabmals wurden die Überreste des großen Feldherrn in Gegenwart des Chefs des Hauses Waldstein von einem bekannten tschechischen Anthropologen einer genauen Untersuchung unterzogen. Diese Untersuchung hatte gleichzeitig den Zweck, die zahllosen Märchen, die über die Gebeine Wallensteins in der ganzen Welt verbreitet sind, zu widerlegen. Z. B. wurde immer wieder behauptet, daß nur einzelne Teile des Skeletts vorhanden seien, daß der ganze rechte Arm und der Schädel fehlten. Demgegenüber wurde jetzt eindeutig festgestellt, daß der Schädel vorhanden ist, wenn auch einzelne Teile davon fehlen, und daß das Skelett im übrigen fast vollständig ist. Die Untersuchung der Gebeine bestätigte auch die in der geschichtlichen Überlieferung behauptete Tatsache, daß der Herzog von Friedland in seinen letzten Lebensjahren stark unter der Gicht zu leiden hatte. Außer dem Sarge Wallensteins wurde auch der seiner ersten Gemahlin Lukretia, die ebenfalls in der Annakirche ruht, einer Untersuchung unterzogen. Dabei ergab sich die interessante Entdeckung, daß Wallensteins frühverstorbenes Söhnchen aus zweiter Ehe, der kleine Prinz Albrecht Karl, im Sarge Lukretias zur letzten Ruhe gebettet worden ist. Man fand die Teile eines Kinderschädels. Nach der Untersuchung wurden die Knochenreste wieder sorgfältig in Leinentücher gehüllt und in die Särge gebettet. Der Professor, der die Untersuchung geleitet hat, wird demnächst in einer ausführlichen Abhandlung sich mit den verschiedenen Gerüchten und falschen Berichten über die Gebeine Wallensteins kritisch auseinandersetzen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.